

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 272.

Donnerstag, 5. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Dahlskops Mund bildet vor Erregung nur noch eine dünne Linie. Hermann empfindet mit heißem Bedauern die Tatsache der engen Grenzen, die dem menschlichen und ärztlichen Wissen gesetzt sind, denn daß der Fall schwierig, wenn nicht hoffnungslos ist, scheint klar zu sein. Ob Mister Dahlskop denn schon öfter solche Zustände gehabt habe?

Dahlskop zuckt die Achseln und versucht ein Lächeln in seine Mienen zu zwingen, das jedoch verrät, daß er von Unruhe gefoltert wird.

Die Frage liege nahe, aber er könne sie nicht beantworten; er wisse es nicht. Er schlafe nachts allein. Bisher habe er morgens immer im Bett gelegen; jetzt allerdings müsse er fast daran zweifeln, daß er es nie verlassen habe. Nein, auf Spuren an Kleidungsstücken könne er sich nie erinnern. Es sei ihm auch nie aufgefallen, ob er morgens weniger Geld in der Tasche gehabt habe als am Abend zuvor. Die Kleider würden ja prompt gereinigt, und sein Geld zähle er so genau nicht nach. Die Frage, ob in der Familie oder bei Vorfahren ähnliche Leiden aufgetreten seien, könne er erfreulicherweise verneinen. Er habe seinen Stammbaum und seine Familiengeschichte aufzeichnen lassen, soweit dies möglich gewesen sei; mit Bestimmtheit könne er sich erinnern, daß von derartigen Erkrankungen nie die Rede gewesen sei. Allerdings sei er selbst krank gewesen; er neige zu Erkältungskrankheiten, habe eine Lungenentzündung und rheumatische Beschwerden gehabt, die im gegebenen Sinne jedoch wohl nicht zählten? Den Verdacht auf eine Krankheit, die auf das Eindringen von Krankheitserregern ins Blut und Gehirn zurückzuführen sei, könne er mit Bestimmtheit als fehlgehend bezeichnen; er habe schon mehrmals Untersuchungen vornehmen lassen, die sämtlich verneinende Ergebnisse gehabt hätten. Er selbst sei der Meinung, daß die Ursache nur in der übermäßigen Beanspruchung aller seiner geistigen Kräfte im Laufe von Jahrzehnten zu suchen seien. Gewiß, das erkenne er an, daß er ausspannen müsse. Wie er das machen solle, wisse er jetzt allerdings noch nicht; ein Weg müsse sich jedoch finden. Er danke für das große Interesse und den erhaltenen Rat, er sei ihm sehr viel wert, da er sich mit dem Ergebnis decke, zu dem die Londoner Professoren und er selbst bereits gekommen seien.

Eine Pause entsteht. Hermann nimmt an, Dahlskop beschäftige sich noch mit seinem Zustand und schweigt. Dahlskops Gedanken haben sich jedoch schon weiter entwickelt, nachdem er kurz festgestellt hat, daß er mit der Echtheit, mit der er seine Rolle gespielt hat, zufrieden sein kann. Die Stimmung ist günstig; er muß sie ausnützen.

„Haben Sie schon über meinen Vorschlag nachgedacht, Herr Dr. Kämpfer? Ich denke, wir sind einig? Zwanzig Millionen sind doch eine gewaltige Geldsumme.“

„Nachgedacht habe ich schon viel darüber, Mister Dahlskop; zu einem Entschluß haben meine Über-

legungen sich jedoch noch nicht verdichtet; ich muß Sie noch um Bedenkzeit bitten.“

„Selbstverständlich bin ich damit einverstanden, Herr Doktor. Ich möchte nochmals betonen, daß ich bestimmt hoffe, daß wir zum Abschluß gelangen, zum Vertrag, der beiderseitige Zufriedenheit verbürgt.“

„Ich weiß, offen gestanden, nicht recht, ob es dahin kommen wird, Mister Dahlskop; Sie kennen meine unumstößliche Bedingung.“

Dahlskop seufzt im geheimen; der Mann ist aufregend hartnäckig. Diese Bestimmtheit ist schwer zu ertragen, wenn man gewohnt ist zu befehlen.

„Nun, denken wir also noch nach, Herr Doktor. Sie kennen ja meinen Wunsch und mein Bestreben. Ich hoffe, daß wir uns noch sehen werden.“

Hermann verbeugt sich höflich, es sieht nicht in ihm aus, als ob seine Einstellung sich ändern würde.

9.

Neue Bande knüpfen sich.

Es fällt Dahlskop nicht schwer, die Antwort auf eine Frage zu erhalten, die ihn plötzlich brennend interessiert. Nein, Dr. Kämpfer und seine Mitarbeiterin wohnen nicht beisammen. Ist das Zufall oder Absicht? Der Empfangschef weiß auch diese Frage zu beantworten: Von Stockholm aus sind telegraphisch zwei Einzelmöbel in verschiedenen Stodwerten bestellt worden. Das ist allerdings noch kein Beweis dafür, daß sie sich nicht doch näher stehen, als sie vor der Öffentlichkeit zugeben. Er muß die Art des Verhältnisses in Erfahrung bringen; es hängt viel davon ab, aus geschäftlichen und auch aus persönlichen Gründen; er muß wissen, wie er um die Gewinnung der Mitarbeiterin von Einfluß und der Frau von Eroberungswürdigkeit zu kämpfen hat.

Ein Orchideenstrauß bereitet ihm den Weg. Anna ist überrascht und verwirrt; ihre Unsicherheit ist nur äußerlich gedämpft, als Dahlskop selbst erscheint.

Dahlskop ist der Weltmann, als den er sich vom ersten Augenblick der Bekanntschaft an gegeben hat. Den Dank für die Blumen wehrt er eifrig ab; er selbst sei es, der zu danken habe, denn durch die — leider notwendig gewordene — Londoner Reise habe er sie ja gezwungen, den beschwerlichen Weg ebenfalls auf sich zu nehmen.

Oh, sie reise gern; der Flug über Land und Meer sei ihr Erlebnis gewesen. Allerdings, das Gleichmaß der Laboratoriums- und Bürotätigkeit habe sie schon oft als drückend empfunden; es habe wohl auch seine Befriedigung, neben einem so bedeutenden Menschen und Erfinder wie Dr. Kämpfer zu arbeiten, aber —; sie verstummt.

„Dr. Kämpfer hat vor Ihnen sicher keine Geheimnisse, Miß Widemann?“

Sie blüht ihn betroffen an; wie meint er das? Wo hinaus will er? Sie hat das Gefühl, daß er mit wohlüberlegter Absicht auf ein bestimmtes Ziel zusteuert.

„Allerdings nicht; ich bin mit ihm, wenn auch weit-

läufig, verwandt; daher mag es kommen, daß er mir mehr Vertrauen schenkt, als er es einer blutsfremden Mitarbeiterin entgegenzubringen vermöchte.“

Verwand? Sehr gut. Ist das aber auch wahr? Ist der Weg offen?

„Ich habe Dr. Kämpfer ein glänzendes Angebot gemacht. Er allein kann mit dem Patent doch nichts anfangen. Ich habe ihm zwanzig Millionen geboten. Was glauben Sie, was er mir geantwortet hat? Sie wissen es bereits? Sagen Sie selbst: höher kann ich doch wirklich nicht gehen; auch mir sind Grenzen gesetzt, und für den Wert einer Erfindung gilt das Gesetz von Angebot und Nachfrage natürlich genau so wie für jeden Handelsgegenstand. Kämpfer ist weltfremder Idealist; fast ist es nicht zu glauben, daß er abgelehnt und scheinbar die Abfuhr hat, in seiner Hartnäckigkeit zu verharren. Er verkennt sein eigenes Interesse; er will mit dem Kopf durch die Wand; und das geht eben nicht, das Leben und die Welt bestehen doch nur aus Anpassungen und Verständigungen.“

Ich würde den Abschluß gern vollziehen. Sagen Sie, Miß Bidermann — Sie sollen mir aber selbstverständlich kein Werturteil über Ihren — Ihren — Chef abgeben, sind Sie nicht ebenfalls der Ansicht, daß ich mir die größte Mühe gegeben habe, zur Verständigung und zum Vertrag zu gelangen? Ich bedaure es sehr, daß mir der persönliche Anschluß, der freundschaftliche Einfluß und die durchschlagende Überzeugungskraft fehlen, um Dr. Kämpfer in die Wirklichkeit zurückzuführen und ihn als Menschen und Erfinder zum Freund zu gewinnen.“

Anna lauscht gespannt; sie versteht Dahlskop vollkommen; sie weiß jetzt, was er will. Sie war des Glaubens, er käme zu ihr; es enttäuscht sie, ohne daß sie es wagt, sich dies einzugestehen, daß er eine Helferin zu gewinnen sucht, mit deren Unterstützung er sein Ziel Hermann gegenüber erreichen will, denn das ist ja wohl der langen Rede kurzer Sinn.

Dahlskop sucht zu ergründen, was es ist, was ihn so stark zu dem Mädchen hinzieht; eine gute Figur, ein ebenmäßiges und gut geformtes, sonst wohl jugendlich frisches und nur jetzt etwas abgespanntes Gesicht haben auch andere junge Damen; der Wunsch, ihr näherzukommen, muß wohl mehr aus der Tiefe des Gefühls quellen und ist sicherlich hervorgerufen worden und wird genährt von der starken Persönlichkeitsstrahlung Annas, die sich in ihrer Haltung, ihren Bewegungen, dem Ausdruck des klugen Gesichtes, ihrem Lächeln und ihrem Mienenpiel offenbart.

Anna schüttelte den Kopf

„Es tut mir leid, Mister Dahlskop, daß ich Ihnen eine Unterstützung nicht in Aussicht stellen kann. Ich bin keine geeignete Vermittlerin, die auf Dr. Kämpfer Einfluß nehmen könnte, ich fürchte, daß es überhaupt niemand gibt, der Ihnen in dieser Hinsicht dienen könnte. Dr. Kämpfer ist eine Persönlichkeit von klarer Willensbildung und unablenkbarer Zielstrebigkeit; sie ist meinen Schwankungen unterworfen und schließt nach meiner Erfahrung Zugänglichkeit aus.“

Verdutzt tippt Dahlskop die Fingerspitzen aneinander. Es ist ihm selten passiert, daß eine Frau ihn so rasch durchschaut und sein fein gesponnenes Gewebe so vorbehaltlos zerrissen hat; scheinbar also liebt sie Kämpfer doch?

„Sie mißverstehen mich, Miß Bidermann; wie wenig ich daran denke, um Ihre Einflußnahme Ihrem Herrn Chef gegenüber zu werben, werden Sie aus meinem Vorschlag erkennen, den ich Ihnen erst in einigen Tagen machen wollte, über den ich jedoch jetzt bereits spreche, da diese Unterredung mir wiederum beweist, daß ich mich in Ihrer Beurteilung nicht geirrt habe, sondern den richtigen Weg gehe, wenn ich meinem Gefühl folge.“

Sie reisen gern; ich bin fast ständig auf Reisen. Sie wissen die Interessen Ihres Chefs zu wahren, auch wenn Sie innerlich vielleicht auf der Gegenseite stehen — o bitte, nicht abwehren, man hat seinen Eindruck, dem man sich nicht entziehen kann. Ich habe in Stockholm zahlreiches Personal, das von meinem Generaldirektor

Viljencranz geleitet wird. Ich habe auch hier meinen Sekretär bei mir, aber die Persönlichkeit, die nach Bildung, Sprachkenntnissen, Intelligenz, Gewandtheit, Sicherheit des Auftretens und Verlässlichkeit des Charakters sowie nach dem persönlichen Eindruck auf mich geeignet wäre, mir selbst eine Stütze zu sein und mich von einem Teil meiner umfangreichen und verantwortungsvollen Aufgaben zu entlasten, habe ich noch nicht gefunden, bis jetzt noch nicht. Sprechen Sie noch nicht! Hinzu kommt ein besonderer Umstand, der Ihnen durch die hiesigen Vorgänge, über die ich selbst noch keine völlige Klarheit gewonnen habe, bereits bekannt geworden ist und der durch das gemeinsame Wissen gewissermaßen ein Band um uns geschlungen hat, als sei der Vertrag, den ich Ihnen vorschlage, schicksalsgewollt.“

Dahlskop fährt mit der Rechten über die schwarze Seidentappe und lächelt so vertrauensvoll und menschlich nah, daß Anna sich verwirrt die Frage vorlegt, ob denn das möglich sei, daß dieser offene und herzliche Mensch der gleiche Mann ist, der sie so eindeutig mit besitzergreifenden Blicken bedacht hatte.

Dahlskop ist völlig Eindringlichkeit und Überzeugung.

„Behren Sie sich oder genehmigen Sie es; Sie müssen es anhören, daß ich sage, daß ich Ihnen vom ersten Augenblick an ein Vertrauen entgegengebracht habe, dessen sich so restlos bisher keiner meiner Mitarbeiter erfreuen kann. Also: Kommen Sie zu mir. Sie müssen zu mir kommen, Miß Bidermann! Verlassen Sie die Enge; sie erdrückt Sie; Sie sind nicht für sie geboren. Ich eröffne Ihnen den Weg zu Arbeit und Verantwortung, die Sie sicherlich befriedigen werden, und ich öffne Ihnen weiter den Weg in die Welt, in die große Welt; ich lege Wert darauf, daß sich in meinen Mitarbeitern von selbst das Gefühl entwickelt, daß sie eine bessere Stellung als die bei mir in der ganzen Welt nicht finden können.“

Anna fühlt in tiefer Betroffenheit und hoher Erregung, daß hinter Dahlskops Worten doch weitere Absichten und heißere Wünsche treiben, als sie verraten. Der Streit der Gefühle verstärkt ihre Unsicherheit und Verwirrung. Vor einer Stunde noch war sie entschlossen, aus dem Gefühl des Zurückgesetzt- und Getränktheits und der Rot der übersehenen Liebe heraus Hermann zu verlassen. Überraschend schnell stellt das Schicksal sie vor die Wahl. Sie bebt vor der Entscheidung zurück. Nein, nein, nur jetzt, in diesem Augenblick noch keinen Entschluß fassen müssen. Sie muß Hermann noch einmal sprechen; sie muß über das alles noch nachdenken.

Dahlskop lächelt zustimmend und im geheimen siegesicher auf ihre Bitte um Bedenkzeit. Die Hauptfrage ist beantwortet; Anna Bidermann ist nicht Kämpfers Freundin, sonst hätte sie sofort abgelehnt. Er wird sie in seine Nähe ziehen — und gewinnen; es wäre ja das erstemal für ihn, daß das Vielleicht einer Frau kein Ja wäre.

10.

Alle Bande lösen sich.

Mehrmals schon war Anna entschlossen, Dahlskops Vorschlag anzunehmen; ebensooft hat sie sich auch zum Gegenentschluß durchgerungen, bei Hermann zu bleiben. Sie kann es nicht, nein, sie kann ihn nicht verlassen, mögen auf der andern Seite auch die weite Welt und der Glanz goldener Berge locken.

Hermann selbst ist es, der durch sein Verhalten unbewußt die Entscheidung gegen sich herbeiführt. Er legt ihr seine Gedanken dar; die Orakelwesen bemerkt er nicht. Sie lauscht ihm wieder mit dem Gefühl peinlichen Überzeugtheits, daß er nicht spricht, um sie an seinem geistigen Leben teilnehmen zu lassen, sondern um sich selbst in nicht nur gedachten, sondern auch ausgesprochenen und gehörten Worten noch einmal die Notwendigkeit der Ablehnung des Dahlskopischen Vorschlages zu beweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Spruch für die Zeit.

Von Erich Vimpach.

Zerbrecht
Was schlecht
Und fremder Art.
Nur das bewahrt
Was euch entspricht.

Geht grad und schlicht,
Ohn' Raß und Ruh
Der Zukunft zu. —
Des Blutes Wort
Sei euer Hort!

Vier Menschen aus einem Dorf.

Erlebnissbild von Hans Wörner.

Der Bauer.

Er hat den Hof von seinem Vater geerbt und nie in seinem Leben an einer anderen Stelle gearbeitet. Wäre nicht der Krieg gekommen, er würde außer dem Dorf nur die nahe Garnison kennen, in der er diente, und die Gegenden, in die ihn die Manöver führten.

Er zog als junger Mann ins Feld, kämpfte die ganzen vier Kriegsjahre an der Westfront. Er war zweimal verwundet, aber er erzählt selten vom Kriege. Der Krieg ist für ihn ein Erlebnis, das als steiler Berg in der ebenen Linie seines Lebens liegt. Er wird ihn nie vergessen, aber er hat ihn nicht grundlegend gewandelt, nur härter und reifer gemacht.

Nach dem Feldzug starb sein Vater, sein einziger Bruder war gefallen, seine Schwester an einen Bauern verheiratet. Er selbst heiratete und ist seitdem der Bauer vom Hattenhof. Seine Acker sind nicht eben groß. Er hat fünfzehn Kühe und zwei Säule. Das Brotgetreide, das er erntet, reicht in mittleren Jahren gerade für seinen eigenen Bedarf, in guten Jahren kann er einen kleinen Teil davon verkaufen. Seine laufende Voreinnahme ist die Milch, die er jeden Morgen an die Bahn fährt. Aber diese Voreinnahme deckt auch nur die Wirtschaftskosten des Hofes. Darum macht er, wenn es möglich ist, die Ausbesserungen an seinen Wagen, Pflügen und Geschirren selbst. Er hat eine kleine Feldschmiede, die ihm das ermöglicht. Anschaffungen bestreitet er aus Viehverkäufen. Die dadurch entstehenden Lücken im Stall füllt er durch eigene Aufzucht.

Das Vieh, der Hof, der Garten und das Rechnen sind Sache seiner Frau. Ihm selbst ist die Arbeit auf dem Felde. Sein Sohn, ein zwölfjähriger Junge, zieht nach der Schule mit ihm los, um leichtere Arbeiten zu machen, Grassahren, Heuwenden, Kartoffelhäufeln, Eggen.

Das Jahr über schafft der Bauer seine Arbeit allein. Bei der Frühjahrseinstellung freilich kommt es ihn hart genug an. Dann spannt seine Frau bisweilen zwei Kühe vor einen zweiten Pflug. Bei der Ernte hilft ihm dann die Dorfgemeinschaft. Er dient einer Reihe von anderen Nachbarn, dafür hat er dann bei der eigenen Ernte unentgeltliche Hilfskräfte. Den Winter, in dem es wirklich nicht viel zu tun gibt, benutzt er zu häuslichen Arbeiten. So hat er im vergangenen Winter selbst die Steine gebrochen, mit denen er im frühesten Frühjahr den Hof neu pflasterte.

Wenn man mit ihm spricht, zeigt es sich, daß er im Grunde ein glücklicher und zufriedener Mann ist. Eine Weile hat er den Gedanken gehabt, seinen Sohn auf eine höhere Schule in die Stadt zu schicken. Aber er hat dann, wie er mir sagte, „an Hülse gedacht“ und beschlossen, den Jungen Bauer bleiben zu lassen.

Der Handwerker.

Er ist noch jung, kaum fünfundsiebzig Jahre alt, und seit zwei Jahren verheiratet. Das erste Kind seiner Ehe ist erst auf dem Wege. Er arbeitet als Zimmermann, so kommt es, daß die Wiege, die er dem Kinde baute, etwas ins Schwere geriet.

Er war der zweite Sohn eines Bauern, der im ganzen zwei Jungen und drei Mädchen hatte. Der Älteste hat den Hof. Die jüngste Schwester lebt noch bei ihm, sie ist erst sechzehn Jahre alt. Eine der Schwestern ist Großmutter in einem nahen Gut und mit einem Verwalter verlobt. Die älteste Schwester hat den Schmied des Dorfes geheiratet. Sie macht kleinere Schmiedearbeiten oft selbst, wenn ihr Mann auf dem Felde schafft.

Der Zimmerer seinerseits hat ein paar Acker von seinem Vater bekommen. Drei davon verkaufte er an den Schmied und mit dem Gelde baute er ein kleines Haus. Die Zimmerarbeiten führte er selbst aus, die Steine hat sein Bruder gefahren. Gemauert hat ein guter Freund von ihm, dem er dafür eine gründliche Ausbesserung seines alten Hauses nur für die Kosten des Holzes gemacht hat. So ist das Haus sehr billig gewesen, wenn man nur die baren Kosten bedenkt.

Sein Handwerk gibt ihm keineswegs das ganze Jahr über Beschäftigung. Bei der Frühjahrseinstellung und bei der Ernte arbeitet er bei seinem Bruder und bei seinem Schwager mit. Dafür besorgen die seine wenigen Acker und mästen ihm jedes Jahr zwei Schweine.

Er hat keinerlei Maschinen. Den Winter über haut er das

Holz zu, im Mitsonner, vor und nach der Ernte baut er Scheunen, bessert alte Schuppen aus, findet auch mal seine Arbeit bei einem größeren Neubau in den Nachbardörfern. Sein Vargeld braucht er größtenteils, um Holz zu kaufen. Zurzeit spart er daran, einen schlagreifen Wald zu erwerben, ein nicht zu großes Stück, aus dem er für ein paar Jahre selbst sein Holz schlagen kann. Sein Bruder würde es abfahren, der Schwager beim Fällen helfen.

Bei einer Unterhaltung mit ihm sah ich, daß er mehr an Probleme wie Mechanisierung und Serienarbeit denkt als sonst einer auf dem Dorf. Er weiß, daß er im Nachteil ist, wenn er sein Holz mit der Hand zurechtet, aber er hat sich überwunden, diese Arbeit nicht zu rechnen. Er sagt, von dieser Art Rechnung würde man unzufrieden. Und je größer man es treibe, umso größere Sorgen habe man. Abgesehen endet fast jedes Gespräch mit ihm bei dem Kinde, das er haben wird und auf das er sich sehr freut.

Der alte Lehrer.

Er kam als ganz junger Lehrer, frisch vom Seminar, in das Dorf und heiratete die Tochter seines Vorgängers. Seine Frau hat auf diese Weise nie in einem anderen Hause gewohnt, als in ihrem Elternhause. Zwei Söhne sind wieder Lehrer, der Älteste in Ostpreußen, der Jüngste hatte seine erste Stellung in Berlin, hat sich aber dann auf das Nachbardorf versetzen lassen.

Das Amt brachte es mit sich, daß er mit der ganzen Dorfgemeinschaft verwaachsen ist, seine besten Freunde sind die erwachsenen Menschen, die als Kinder einmal bei ihm in der Schule waren. Wenn er gut gelaunt ist, erzählt er bisweilen, wie er das Zähneputzen ins Dorf gebracht habe. Er selbst hat die Zahnbürsten damals aus der Stadt bezogen, und nur bei ihm konnte man die Dinger kaufen, sonst hatte sie keiner im Dorf feil zu halten. Heute kauft man sie in jedem der kleinen Läden.

Das mit den Zahnbürsten bedeutet nur eine Episode. Aber der Lehrer ist in vielen Fällen der Ratgeber der Leute gewesen. Sie sind nicht etwa zu ihm gekommen und haben um seine Meinung gebeten. Er hat nur gelegentlich mit ihnen gesprochen, sie erzählten dann, und er gab gesprächsweise seine Ansicht dazu. Er gilt heute noch als der verständige Mann, der das Leben kennt und auf den man hören kann.

Sein ganzes Leben ist auf diese Art ruhig und sehr wirklichkeitsnah verlaufen. Er hat keine großen Studien mehr betrieben, und die Sütterlinschrift hat man ihm seinerzeit einfach befehlen müssen, so sehr war sie ihm zuwider. Er ist froh, daß sie mittlerweile wieder aus der Welt geschafft wurde.

Seitdem er zur Ruhe gesetzt wurde, widmet er sich ausschließlich seinen Bienen. Er ist alljährlich der Erste, der Heide und Klee besucht, um ihren Stand und den richtigen Tag zum Ausbringen der Körbe abzupassen. Dann begegnet man ihm irgendwo auf der Heide, wie er mit seinem breiten Hut und einem derben Stod langsam einhergeht und oft anhält, um die Anflüge einer Biene zu zählen, ehe sie mit voller Fracht heimfliegt.

Der Tantiwart.

Er stammt aus einer sehr kinderreichen Familie, und seine Eltern konnten ihm keine Existenz ermöglichen. Er lernte das Schmiedehandwerk und arbeitete ein paar Jahre in der Stadt. Dorthin hat er auch seine Frau. Aber sie stammt von Bauern ab. Ihre Mutter kam als Dienstmagd in die Stadt und heiratete dort einen kleinen Kaufmann.

Kurz nach seiner Verheiratung wurde er arbeitslos und kam wieder in sein Heimatdorf. Er hatte von seiner Frau her etwas Geld, zunächst wollte er Land kaufen und wieder Bauer sein. Seine Frau aber, der Landarbeit unfähig, bewog ihn zu einer anderen Lebensbasis. Er nahm eine Tantielle, begann mit gelegentlichen Ausbesserungen an durch kommenden Wagen und fing eine kleine Fahrradhandlung an. Heute steht in seinem kleinen Laden als wertvollstes Verkaufsgut ein neueres Motorrad, das einmal ein Bauernjunge kaufen soll. Es steht allerdings schon über ein Jahr dort, ohne bislang einen Käufer gefunden zu haben. Aber der wird schon kommen.

Sein Hauptverdienst kommt von einem ganz leichten Wagen, einem kleinen, schwachmotorisierten Vieferrwagen, dem er einen sehr großen Aufsatz aufgebaut hat. Damit fährt er — daß der Wagen das überhaupt macht, ist einem Automobilisten einigermaßen schleierhaft — die Dörfler zur Stadt und bringt Butter und Eier zum Markt. Bis zu sechzehn Personen befördert er auf ein Mal!

Die merkwürdige Art seiner Existenz bringt es mit sich, daß er im Dorf für einen Mordseel gehalten wird, aber unter den Bauern zählt er dennoch nicht so ganz mit. Er selbst weiß nicht, daß es das ist, worunter er leidet. Jedenfalls spricht er selbst viel von „Geschäftslage“ und „Krisenerscheinung“ und denkt wieder gut von der Stadt, in der er keine Arbeit mehr hatte, noch gut vom Lande, in das er noch keine Wurzel schlagen konnte.

Wenn man des Abends durch die stillen Dorfstraßen geht, kommt man an seine hellerleuchtete Tantielle. Es ist kaum zu glauben, wie still sie dort steht und wie grell sie die Wirtschaftsweise ihres Inhabers beleuchtet.

Glück über den Sternen.

Skizze von Eva Gräfin von Vandivissin.

„Da sind wir“, sagte der Führer des Wagens, sprang ab und half Marianne beim Aussteigen. Sie dankte stumm. Das Gelände vor ihr war in weitem Umkreise abgeflacht. Mit hellen Augen stand das Fabrikgebäude an seinem Rande, um so dunkler schien der Platz, auf dem sich eine aufgeregte Menschenmenge bewegte. Und mitten aus den nächtlichen Schatten erhob sich ein groteskes Ungeheuer, ein riesenhaftes verzerrtes Antlitz, dessen unterer Teil noch schlaff herabhängte und vom Wind hin- und hergeschleudert wurde. Der Ballon — ihr Herz zog sich im Krampf zusammen! Aber mechanisch schritt sie weiter. In einer einfachen Halle stand Herbert und befahl die Unterbringung einiger Instrumente in die winzige silberne Kugel, die ihn und seinen Chef aufnehmen sollte. Sie sah in Gedanken Herberts strahlendes Antlitz noch einmal vor sich, als er ihr erzählte, daß die Wahl als Begleiter des Professors wirklich auf ihn gefallen sei.

„Hat meine Tochter die Einwilligung zu dieser Fahrt gegeben?“ hatte ihre Mutter gefragt; und als das Paar vor ihr schwieg, hinzugefügt: „Sie hätte ein Recht, Einspruch zu erheben.“

„Aber sie wird es nicht tun“, war sie unterbrochen worden. Marianne und ich — wir bedürfen keiner Worte untereinander. Sie weiß, was mit meiner Wissenschaft bedeutet, die uns auf diesen Weg geführt hat — da gibt es kein Halten und kein Zurück.“

Ja, sie wußte es. Auch, daß eine Frau heutzutage wohl nicht mehr Leben und Schicksal eines Mannes ist. Er verließ sie, von einer höheren Stimme gerufen, und auch sie gehorchte jenem Unsichtbaren, an dessen Stärke sich ihre Liebe nicht messen durfte. Sie senkte auch jetzt den Kopf.

Und doch erkannte Herbert sie sofort unter den Zuschauern. „Du!“ Er eilte auf sie zu und küßte sie vor aller Augen. Aber ihre Lippen schienen ihm kalt und leblos.

„Liebst du“, flüsterte er, „hättest du doch lieber nicht kommen sollen?“

Ein Lächeln beruhigte ihn. Er — nein, er empfand nichts von ihrer lähmenden Angst, er hätte sie wohl kaum begriffen. Bereitwillig gab er den Fragenden Auskunft, und dann sagte er plötzlich in seiner unwiderstehlich liebenswürdigen Art:

„Nun erlauben Sie wohl, meine Herrschaften, daß ich mich etwas um meine Arbeit kümmerge, ich habe heut' nacht noch etwas vor.“ Alle lachten, mit kurzer Anweisung ließ er die Gondel auf ihrem kleinen Wagen ins Freie rollen.

Marianne schritt langsam hinter der Menge her, die sich zur Halle hinausdrängte. Einmal noch drehte sich Herbert zurück und winkte ihr mit der Hand, sie gab den Gruß zurück.

Der Ballon hatte die geheimnisvolle Form aufgegeben, er war prall und gewöhnlich geworden und schien mit seiner Füllung zu proken. Im Handumdrehen wurde die silberne Kugel an ihm verhängt, und untersehung, ehe noch im dämmrigen Morgengraue die Photographen ihre Apparate richtig eingestellt hatten, stieg Herbert hinter seinem Professor eine winzige Leiter hinauf und verschwand mit ihm im Innern der Kugel. So unerwartet, so unerwartet geschah dies Letzte, wie es sicher den beiden Gelehrten entsprach.

In diesem Augenblick schob der Ballonmeister Marianne zur Seite und gab Befehl, die Leine zu lappen. Und eh' sie noch fassen konnte, daß dort ihr Liebster auf Erden auf die gefährlichste, unberechenbarste Fahrt in unbekannter Sphäre hinauf sie verließ, war der Ballon wie ein auf Erlösung hoffender Vogel leicht und unbeschwert in die Höhe gestiegen, stieß fast gegen die Vorderwand der Fabrik, was allen Zuschauern einen Schrei entlockte, und flog mit immer wachsender Geschwindigkeit in den sich rötlich färbenden Äther. Die ersten Sonnenstrahlen erhaschten ihn und machten aus der Silberkugel eine rotgoldene Flamme, die als Fanal der Freude in der hellen Luft stand.

Marianne folgte der Fahrtrichtung. Sie lehrte dabei in die alte Stadt zurück, deren Bewohner sich an Fenstern und Türen gesammelt hatten, um entzückt der roten Flamme am Morgenhimmel zuzuschauen. Niemand kannte das einsame Mädchen, und unbekümmert sprach man vom Schicksal der beiden Forscher: ob sie überhaupt noch lebten, ob der Ballon auf die Erde zurückkehren und sich je eine Spur von ihm finden würde.

Aber diese Bedenken schredten sie nicht. Ein anderes, das sie für überwunden und mit ruhiger Überlegung meinte entwurzelt zu haben, war, alles überwachend, in ihr von neuem erwacht: der Zweifel an Herberts Liebe! Rechnete er ihren Besitz so gering, daß er innerlich auf sie verzichtet hatte, noch ehe sie ihm gehörte? War sie nur die Frau, die bei einer glücklichen Heimkehr sein Haus führen, die Mutter seiner Kinder werden sollte? „Bin ich ihm nichts, muß ich immer und ewig hinter seiner Wissenschaft zurückbleiben?“

Dann schämte sie sich. Durfte sie an ihre Wünsche, an ihre Liebe denken, während sein Leben in äußerster Gefahr schwebte? Ach, sie war nur ein Mensch. Als der Zug sie in die Heimat zurücktrug, verbarg sie Gesicht und Augen, denn mitleidige Blicke wären

ein Hohn gewesen. Sie bangte ja nicht um ihn, sie bangte um seine Liebe.

Ein qualvoller Tag, eine furchtbare Nacht vergingen. Marianne sprach nicht, sie grübelte. War sie stark genug, die Frau eines Mannes zu werden, der sie opferte? Nein, sie bestand diese Probe auf ihre Widerstandsfähigkeit nicht, und wenn er zurückkam, mußte sie ihm die Wahrheit gestehen.

Mittags rief ihre Mutter sie aus ihrem Sinnen, und aus dem geheimnisvollen Wunder des Fernsprechers drang die Gewissheit an ihr Ohr, daß die beiden Forscher glücklich gelandet seien.

„Marianne, Kind!“ Die Mutter zog sie in ihre Arme.

Und mit einem Schlage waren alle Bedenken, Zweifel, Beschlässe verjunkt: Und wenn sich immer und immer wieder die Qualen dieser Tage wiederholten, sie konnte sie ertragen! Nichts blieb in ihr als die unsagbare, selige Freude seiner Rettung.

„Ich fahre ihm entgegen, Mutter“, sagte sie rasch, „Er ist mein, und ich bin sein.“

Der Soldatenkönig als Jagdherr.

Von Franz Schulz-Schleusenau.

Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, war ebenso wie sein Sohn, Friedrich der Große, kein Jäger. Aberdies waren die damals an den Höfen beliebten Bruntjagden seiner Sparsamkeit ein Greuel. Jagdbares Wild bedeutete für ihn lediglich Fleisch für die Küche und eine Gelegenheit, Geld zu verdienen.

Im Jahre 1713, kurz nach seiner Thronbesteigung, beabsichtigte der König, eine Saujagd im Wusterhausen'schen Revier abzuhalten. Als sorglicher Hausherr ließ er sich von seinem Oberjägermeister vorher eine Kostenrechnung aufstellen. Höchst erfreut über den Auftrag wollte der Hofbeamte nicht verabsäumen, sich bei dem jungen Könige ins rechte Licht zu setzen. Nach einer Stunde schon erschien er mit einem kalligraphisch sauberen Voranschlag. Wobei er nicht verfehlte, dem König strahlend mitzutheilen, daß sich die Kosten „nur auf 700 Taler“ belaufen würden.

Blaurot verfärbte sich da der Jagdherr. „Was“, polterte er los, „nur auf — siebenhundert Taler?“ Dabei suchte er gar bedenklich mit dem bekannten Kräftstod und überschüttete den bestürzten Oberjägermeister mit einer Kanonade jener lachbegroben Worte, die ihm in so reicher Fülle zu Gebote standen. „Herr, ich werde Ihn mit samt seiner ganzen Jägerei zum Teufel jagen! Aber, Herr, ich will Ihn mal zeigen, daß eine Saujagd überhaupt — garnichts kostet!“

Gesagt, getan. — Der König ließ sich vier Förster kommen und befahl, soviel Schwarzkittel zu schießen, wie ihnen heute vor die Büsche kämen. Das ließen sich die wackeren Grünröde nicht zweimal sagen, und selbigen Abends betrug die Strecke 28 Wildschweine. —

Am folgenden Tage hatte Friedrich Wilhelm seine Minister zu Tisch geladen. Gab es gewöhnlich Bier, so hatte er heute den Gästen zu Ehren Wein aufsetzen lassen. Da bemerkte der König mit großem Mißfallen, wie nicht nur die Minister reichlich dem edlen Gewächs zusprachen, sondern auch die sonstigen Tischgenossen diese Gelegenheit benutzten, einen ganz besonders großen Durst zu entwickeln. Jede leere Flasche gab dem parasitären Hausvater einen Stich ins Herz. Nachdenklich kalkulierte er die Unkosten, und wie er so ganz prosaisch über Ökonomie und unnützes Weintrinken sinnierte, kam ihm ein rettender Gedanke.

Alsbald hob er die Tafel auf und führte seine Gäste auf den Hof des Jagdhauses. Da lagen in einem Schuppen in Reih und Glied achtundzwanzig Stück Schwarzwild. Wohlgefällig betrachtete sie der König, lobte ihre Größe und Stärke, wobei sich die Minister bemühten, ihm untertänigst beizupflichten. Seine Majestät waren sichtlich gut gelaunt. „Was meint Ihr wohl, was solch ein Schwein wert ist . . .?“ Um ihrem Herrn und Gastgeber etwas Angenehmes zu sagen, überboten sich die Gäste bei der Lage. Weit über den damaligen Wert verstieg sich die Höflichkeit auf sieben Taler.

Da schmunzelte der König. „Ja, ja“, nickte er, „schon recht. Sieben Taler sind sie gut wert. Dafür sollt Ihr jeder eins haben. Ja, sieben Taler . . . und gleich bezahlen müßt Ihr!“

Was half es, daß die Herren lange Gesichter machten. Sie mußten in den Beutel greifen und den königlichen Wein doppelt und dreifach bezapfen. —

Von den großen Hossjagden im Jahre 1724 wird uns ein ähnliches Stüdchen überliefert. Mehrere hundert Wildschweine waren geschossen. Kurzer Hand befahl der König, sie unter seine Staats- und Hofbeamten aller Dienstgrade zu verteilen und ihnen dafür einen nicht unerheblichen Betrag vom Gehalt abzuziehen. Da liefen allenthalben in Berlin die armen Teufel von Palästen umher und hauferten mit ihren viertel und halben Sauen und Börrn. —